

meidefern Menschen gerechnet werden sollte (128f). Auf der anderen Seite darf der Gottesdienst nach Nikesch aber nicht in erster Linie für Ungläubige gestaltet werden, weil er dann nicht mehr den neutestamentlichen Vorgaben entspricht.

Die Ausführungen von Nikesch stellen einen wichtigen Beitrag zur heutigen Diskussion über das Verhältnis von Gottesdienst und Mission dar. Hervorzuheben ist vor allem, dass Nikesch sich immer wieder auf konkrete neutestamentliche Aussagen bezieht. Dadurch wird der weit verbreiteten Tendenz begegnet, lediglich einer an pragmatischen Überlegungen oder an gemeindlichen Traditionen orientierten Vorgehensweise zu folgen. Hilfreich für den Leser ist auch, dass Nikesch klar und eindeutig formuliert und nach wichtigen Abschnitten den jeweiligen Ertrag kurz zusammenfasst. Abgerundet wird das Werk durch ein ausführliches Literaturverzeichnis. Auffällig ist allerdings, dass der Verfasser sich in erster Linie mit der Position auseinandersetzt, nach der Gottesdienste nur von Gläubigen besucht werden sollten. Die Frage nach der Berechtigung von Gottesdiensten, die sich in erster Linie an Ungläubige richten, wird demgegenüber nur recht kurz behandelt (129–131). Zu fragen wäre auch, ob es innerhalb des von Nikesch skizzierten Gottesdienstverständnisses verschiedene Gottesdienstmodelle geben kann, die jeweils einen anderen Schwerpunkt haben (vgl. hierzu Johannes Zimmermann, „Ist der Gottesdienst eine ‚missionarische Gelegenheit‘? Überlegungen zum Verhältnis von Gottesdienst und Mission“, *ThBeitr*, 39, 2008, 6–23, 21–23). Insgesamt stellt das vorliegende Buch eine biblisch und theologisch gut fundierte Studie zum Thema dar, die jeder an den Themen Gottesdienst und Mission Interessierte mit Gewinn lesen wird.

Christian Schwark

Uwe Swarat (Hg.): *Das Lob Gottes bringt den Himmel zur Erde. Festschrift für Günter Balders zum 65. Geburtstag*, Wuppertal: Verlag Singende Gemeinde, 2007 (2. Aufl. 2008), Pb., 318 S., € 24,80

Zum 65. Geburtstag des Hymnologen und Kirchenhistorikers Günter Balders hat Uwe Swarat im Auftrag des Theologischen Seminars Elstal und des Christlichen Sängerbundes eine Festschrift herausgegeben, die vor allem den versierten Kenner und Sammler christlicher Lieder bzw. Liederbücher und verdienten Herausgeber dreier freikirchlicher Gesangbücher ehrt. Der Band weist drei Teile auf: Ein erster Teil enthält acht Aufsätze aus Hymnologie und Theologie, ein zweiter Teil zwölf Liedbetrachtungen und der dritte Teil drei Berichte ehemaliger Kommissionsmitglieder der jeweiligen Gesangbuchprojekte („Gemeindelieder“, Anfang der 1970er Jahre; „Neue Gemeindelieder“, Anfang der 1990er Jahre; und „Feiern & Loben“, Anfang dieses Jahrzehnts), die schildern, wie die jeweiligen Liederbücher unter der Federführung von Günter Balders entstanden.

Einige der Beiträge stechen hervor. So der Aufsatz von Horst Krüger zum Thema „Licht, das in die Welt gekommen“: Vom Umgang mit dem Original“ (41–59). Besonders der erste Teil zum Verhältnis von Original und Bearbeitung in der Musik (41–50) ist kunstherneneutisch hoch informativ und kompetent. Musik und Gedichte könne man nie einfach wiederholen, da jedes „Wieder“ in einer neuen Situation mit neuen Beteiligten entstände. Ausgewogen plädiert Krüger dafür, jeweils zu versuchen „so viel wie möglich über Autor und Werk zu erfahren und umzusetzen, schließlich aber auch, das Werk für die Zeitgenossen zu interpretieren“ (43). Weil in der Kunst „Interpretieren letztlich nicht wahrheitsorientiert ist“, werde es so viele Interpretationen wie Menschen geben und könne es „unter den Künstlern keine Einigkeit (keine Wahrheit) darüber geben, wie ein Musikstück verstanden werden müsse“ (ebd.). Hier klingt ein wesentlicher Unterschied zur Theologie und der Bibelinterpretation an, der in der neueren werkorientierten und den jeweiligen *sensus literalis* vernachlässigenden emanzipatorischen Hermeneutik regelmäßig übersehen wird! Krüger zeigt, wie sich in der Musikinterpretation am Komponisten und seiner Zeit Maß nehmende historisierende Tendenzen und am jeweiligen Hörergeschmack orientierte aktualistische Tendenzen einander abwechselten. Beides dürfe nicht gegeneinander ausgespielt werden. Besonders bei Liedtexten seien Bearbeitungen nötig, die sich an der Verständlichkeit für die jeweiligen Sänger/Hörer auszurichten hätten, ohne die ursprüngliche Aussageintention zu verfälschen (vgl. etwa Luthers Originalstrophe: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur des Papsts und Türken Mord ...“). Auch sei es immer wieder legitimerweise zu Bearbeitungen säkularer Musikstücke für den geistlichen Gebrauch gekommen, um geistliche Inhalte in zeitgemäßer Form auszudrücken (usw.). Krüger eröffnet einen weiten Horizont und arbeitet Kriterien heraus, die zum Nachdenken anregen. – Als negatives Gegenstück zu diesem Aufsatz sticht der Beitrag von Otmar Schulz hervor: „Jubelt nicht unbedacht! Oder: Im Schlepptau des Pluralismus“ (107–123). Der stark autobiographisch bestimmte Beitrag wirkt wie ein Blick zurück im Zorn eines alt gewordenen Mannes, der einst aus dem vermeintlichen Harmonie- und Integrationsmilieu seiner (baptistischen) Freikirche mit ihren schlicht-naiven Liedern aufbrach, sich in der Folge dem Niveau-Milieu mit dazu gehörendem Musikgeschmack zuordnete, der sich an klassischen Werken des 20. Jh. und nicht jedermann eingängiger geistlicher Musik der 60er/70er Jahre orientierte, sich auch theologisch zusehends an Autoren wie Paul Tillich und neuestens Klaus-Peter Jörns (*Notwendige Abschiede*) orientierte, und nun mit bitteren Bemerkungen die von seinem Geschmack abweichenden Entwicklungen im freikirchlichen bzw. evangelikalen Liedgut geißelt. Von der „eingängige(n) Simpelmusik“ des Evangeliums-Rundfunks und Janz-Teams der 1960er Jahre (111) bis zur neueren Anbetungsmusik, die er nur als „simples Fast Food für die Seele“ sehen kann (117), wird da nichts verschont. Auch das vom Jubilar mit verantwortete Liederbuch „Feiern & Loben“ wird harsch kritisiert, weil es neben einem breiten Spektrum anderer Stilrichtungen auch eben solche Lieder aufnimmt (117f). Der „Pluralis-

mus“, den Schulz in seinem Titel thematisiert, erweist sich im Grunde lediglich als Plädoyer für eine bestimmte theologische Liberalität und ihre kirchlichen Konsequenzen, hat aber wenig Raum für Musikstile jenseits dessen, was dieser verdiente Mitgestalter des Gesangbuchs „Gemeindelieder“ der 1970er Jahre persönlich gut findet. – Ganz anders wirkt da der Beitrag des katholischen Professors für Gregorianik und kirchenmusikalische Werkkunde, Franz Karl Praßl, zum Thema „Neue geistliche Lieder in österreichischen katholischen Gesangbüchern – Tendenzen und Entwicklungen“ (89–105). Kenntnisreich zeigt er die ökumenische Dimension der neuen geistlichen Lieder auf, analysiert sie und versteht sie in ihrem Beitrag für die Jugendkatechese und die Belebung des Gottesdienstes zu würdigen, insofern sie angemessen ausgewählt und eingesetzt werden.

Einen weiten Horizont findet man auch in dem posthum veröffentlichten Aufsatz des ehemaligen Neutestamentlers am Theologischen Seminar Elstal, Wiard Popkes („Sterben in und mit Christus: Zur Entwicklung von Passionsmusik und Requiem“, 61–87). Mit erstaunlicher musikgeschichtlicher Gelehrsamkeit analysiert der Exeget (!) Popkes Passionsmusik diachron anhand von Texten und arbeitet die jeweiligen inhaltlichen Besonderheiten heraus. Ebenso wird diachron die abendländische Requiemsmusik untersucht, und zwar sowohl textlich-liturgisch als auch hinsichtlich der jeweiligen musikalischen Ausdrucksweisen. Dabei werden unterschiedliche theologische Verständnisse etwa von Tod und Jenseits herausgearbeitet, die musikalisch gestaltet sind. Ein kenntnisreicher Grenzgang zwischen Musikwissenschaft und Theologie, der wohl jedem Leser neue Sichten erschließt! – Schließlich sei auf den hymnologisch wie theologisch hochinteressanten Beitrag von Uwe Swarat hingewiesen: „Der Bund eines guten Gewissens mit Gott: Die Theologie des Chorals ‚Ich bin getauft auf deinen Namen‘ von Johann Jakob Rambach“ (133–161). Es ist erfreulich, dass Swarat sich diesem bisher allzu vernachlässigten pietistischen Theologen des frühen 18. Jahrhunderts widmet. Zwar perpetuiert auch dieser Aufsatz in einem kurzen Satz (134) das auf Christian Palmer zurückgehende Fehlurteil, dass sich Rambach vorsichtig der Wolff’schen Aufklärungsphilosophie geöffnet habe (vgl. dazu *JETH* 18, 2004, 369), ordnet ihn aber ansonsten korrekt als Pietisten der zweiten Generation ein, der vorsichtig und problembewusst Methoden wie Begriffe der lutherischen Orthodoxie übernahm (ebd.). Es erstaunt, dass Rambachs Lied „Ich bin getauft auf deinen Namen“ nicht nur in lutherischen Kirchen bis heute gesungen wird, sondern sich auch in den Liederbüchern mehrerer täuferischer Freikirchen findet. Um dieses Phänomen zu erklären, unterzieht Swarat den Text des Chorals einer tiefgründigen theologischen Analyse. Rambachs Dichtung rezipiert vielfältige Motive neutestamentlicher Tauftheologie und arbeitet besonders die Reziprozität des Taufgeschehens als Taufbund heraus. Jeder die Glaubenstaufe vertretende Freikirchler, der ein realsymbolisches Taufverständnis vertritt, bei dem göttlich-gnädiges Geben und menschliches Empfangen im Glauben einander korrespondieren, wird Rambachs Aussagen zur Taufe teilen und mitsprechen bzw. mitsingen können. Auf den Kontext der Säuglingstaufe bezogen, wie das

bei Rambach vorauszusetzen ist, wird dieses Taufverständnis nur unter der Voraussetzung plausibel, dass Eltern und Paten stellvertretend für den Säugling zum Heilsempfang glauben können. So teilt der Freikirchler die neutestamentliche Tauftheologie des lutherisch-pietistischen Liederdichters, wendet das Lied aber in theologischem Dissens zu diesem bewusst auf einen anderen Personenkontext an in der Überzeugung, dessen Tauftheologie besser verstanden zu haben als dieser sie selbst verstanden hat. Womit wir wieder bei der hermeneutischen Frage der Anwendung ursprünglicher Kompositionen sind (siehe oben zu Krüger).

Auch wenn hier die weiteren Beiträge dieses Bandes nicht besprochen werden können, wird deutlich: Er regt zum weiteren Nachdenken an und erschließt viele Horizonte. Wer das Buch gelesen hat, wird künftig theologisch bewusster singen.

Helge Stadelmann

4. Homiletik

Alexander Deeg, Walter Homolka, Heinz-Günther Schöttler (Hg.): *Preaching in Judaism and Christianity. Encounters and Developments from Biblical Times to Modernity*, Studia Judaica 41, Berlin, New York: de Gruyter, 2008, geb., 247 S., € 74,-

Auch in der Homiletik hat der christlich-jüdische Dialog begonnen. Nach ersten Vorüberlegungen durch Axel Denecke (*Als Christ in der Judenschule: Grundsätzliche und praktische Überlegungen zum christlich-jüdischen Gespräch und zur Rede von Gott*, Hannover 1996) und den beiden Dissertationen von Christian Stäblein (*Predigen nach dem Holocaust: Das jüdische Gegenüber in der evangelischen Predigtlehre nach 1945*, Göttingen 2004) und Alexander Deeg (*Predigt und Derascha: Homiletische Textlektüre im Dialog mit dem Judentum*, Göttingen 2006), liegt nun der Berichtsband der 1. Internationalen Konferenz über Predigt im Judentum und Christentum vor, die vom 6.–8. März 2007 in Bamberg stattfand. Wie Deeg in seiner Einführung zum Konferenzband schreibt, versuchte die Fachtagung, das Verhältnis der „homiletischen Zwillinge“ – jüdische und christliche Predigt – historisch, phänomenologisch und hermeneutisch näher zu identifizieren (2f). Die Beiträge des Sammelbandes sind in Englisch verfasst und in der von de Gruyter gewohnten niveauvollen Ausstattung publiziert.

In einem ersten Hauptbeitrag untersucht der bekannte Judaistik-Professor Günter Stemberger die Derascha in der rabbinischen Zeit (7–21). Seit Zunz' bahnbrechender Studie zu den gottesdienstlichen Vorträgen der Juden aus dem Jahr 1832 war man davon ausgegangen, dass die Midraschim der ersten Jahrhunderte im Wesentlichen synagogale Predigten gewesen seien. Stemberger bezweifelt, dafür ausreichende Evidenz zu besitzen. Es gebe keine sicheren Belege aus dieser Zeit für Deraschot, die von Rabbinen in Synagogen gehalten worden seien.